

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

9 (1.2.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. Februar 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 9.

Hauptmann Gars.

Es war im Jahre 1619 an einem Sonntag Morgen, als in der churfürstlichen Schlosskirche zu Berlin, während des Gottesdienstes ein fremder junger Mensch bemerkt wurde, der abgefondert von Allen unter dem Pfeiler der Kanzel stand und durch das auffallend Schöne seiner Erscheinung die Blicke eines großen Theils der versammelten Frauen und Jungfrauen auf sich zog. Er trug eine ausländische Kriegertracht, die seine hohe Gestalt vortheilhaft hervorhob, sein Haupt, von leichtgelocktem, blondem Haar umspielt, zeigte die Blüthe der kräftigsten Jugend, verbunden mit jenem Adel der Züge, der den inneren Adel auspricht und so sehr geeignet ist, die Herzen edler Frauen schnell zu gewinnen. Der Küster hatte ihm ein Gesangbuch gereicht, worin er eifrig las; doch war es zu bemerken, wie seine Blicke oft darüber hinweg gleiteten nach der churfürstlichen Loge, in welcher die regierenden Herrschaften, nebst ihrem Hofstaate, in allem Glanze ihres Ranges saßen. „Kennst Du den dort in blau und gelb?“ fragte während einer Pause des Gesanges die junge Prinzessin Marie Eleonore, und neigte sich unmerkbar gegen ihre Vertraute, das Hofräulein Louise Odalinska, aber sie durfte die Antwort nicht abwarten, denn schon traf sie der Blick der ernstlichen und doch so gütigen Churfürstin Anna von Preußen, ihrer Mutter, der, wie sie wußte, nichts mehr zu wider war, als jede Unterbrechung der Andacht während des Gottesdienstes. Erröthend heftete daher Eleonore die Augen auf die Verse des Gesanges und verharrte in ungestörter Andacht bis zu Ende des Gottesdienstes.

Sie saß den Tag nach jenem Gottesdienst in der Schlosskirche, allein in ihrem Zimmer vor einer schönen, silberausgelegten Staffelei und war mit dem Copiren eines lebendigen Blumenstraußes beschäftigt — sie malte mit einiger Fertigkeit in Del — als der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes ihre Blicke nach dem Fenster zog. Jener Jüngling, den sie in der Kirche gesehen hatte, ritt in Gesellschaft eines schwarz gekleideten Mannes vorüber; sein Pferd ward scheu, hob sich drohend in die Luft und war nahe daran, überzuschlagen. Ein Kind, das vorbeiging, gerieth in Schrecken, es wollte die Flucht ergreifen, aber wenige Schritte vor dem Pferde fiel es auf das Pflaster nieder und erhob, jämmerlich schreiend, seine Stimme. Die Prinzessin ließ den Pinsel fallen und wagte mit vor der Brust gehaltenen Händen, kaum hinabzublicken; das arme Kind war in der größten Gefahr, es schien verloren, wenn der Falbe mit den Vorderhufen wieder zur Erde kam. Aber schnell und kräftig hatte der Reiter sein widerspenstig Kopf herumgeworfen, er sprang ab, faßte es in die Zügel, daß es plötzlich baumfest und ruhig stand, warf jene seinem Begleiter zu, und eben so rasch wandte er sich zu dem Kinde. Er hob es vom Boden auf, nahm es auf den Arm und streichelte ihn besänftigend die kleinen rothen Wangen. Als es immer fort weinte und sich nicht beruhigen wollte, nahm er etwas Glänzendes unter seiner Leibbinde hervor, ließ es in der Sonne spiegeln, und hing es dann dem Kinde um, das plötzlich wieder lächelte, und freudig nach dem funkelnden Kleinod haschte. Eine Frau lief ganz erschrocken hinzu und fuhr zornig auf den Jüngling ein; er reichte ihr das Kind hin, es auf beiden Armen zart haltend, dann gab er ihr noch Geld, schwang sich wieder auf's Pferd und verschwand, den wilden Falben zu schönen Courbetten zwingend, um die Ecke des Platzes.

Eleonore hatte den ganzen Auftritt mit angesehen. Nichts war mehr geeignet, ihr Wohlwollen zu gewinnen, als ein Zug von Herzengüte. Sie schlug freudig in die Hände und rief mehrmals aus: Das war hübsch und brav. Gewiß kein böser Mensch — böse Menschen sind ja nie freundlich! Rasch ergriff sie Pergamentblatt und Silberstift und mit wenigen aber kräftig andeutenden Zügen zeichnete sie die ganze Scene treu und wahr nieder. Der Fremde, wie er das Kind der Mutter reichte, war die Hauptfigur und so kenntlich, als es bei flüchtigen Umrissen dieser Art möglich ist. — Wer aber, dachte sie beim Zeichnen, mag wohl der Glücksritter seyn, den dieser Griffel verherrlicht? Gewiß würde er eitel werden, wie unsere Hofjunger und schöngeputzten Cavaliere, wenn er es ahnete — und doch nicht — er sieht so anders aus, wie diese Alle. — Meint Ihr? fragte eine bekannte Stimme hinter ihr; denn unbewußt hatte sie ihren Gedanken Worte gegeben und fuhr nun erschreckt auf. Das Fräulein Odalinska beugte sich über die Lehne des Sessels und strahlte mit ihren großen braunen Augen in die sanften Blicke der Prinzessin; auch hatte sie die Zeichnung schon gesehen und mit hellem Geiste aufgefaßt, ehe jene Zeit hatte, sie zu verbergen. O häßlich, häßlich, Louise! rief Eleonore in komischem Tone — so zu schleichen, so in die innersten Geheimnisse zu dringen! Das Fräulein ließ sich nicht irre machen, sondern nahm das Blatt und betrachtete es lange. Ja, ja! sagte sie endlich — recht artig ausgeführt; wirklich einige Wahrheit in dem trotzgrubigen, gebändigten Pferde, in der fähnen Gestalt des abgestiegenen Ritters und der zarten Ohnmacht des Kindes. Und das Alles mit so wenigen Strichen flüchtig hingeworfen, bei Gott, Eleonore, Ihr seid um diese Geschicklichkeit zu beneiden!

Laß das jetzt und sage mir lieber, wenn Du es kannst, wer dieser fremde Abenteurer eigentlich ist, von wannen er kommt, was er will, warum er hier vorbereitet und Kinder in Capotten setzt? — Viel gefragt! antwortete Louise — und nur wenig Antwort kann ich darauf geben. Sie erzählte nun, wie sie herausgebracht habe, daß der fremde Herr Gars genannt sei, in schwedischen Kriegsdiensten stehe und mit seinem Freunde und Begleiter, der Stiern a heißt, auf einer Reise begriffen, hier wahrscheinlich einige Tage sich ausruhen wolle. Ihr seht, setzte das Fräulein hinzu, es ist hier nichts Ungewöhnliches, und Euer zeichnender Griffel hat sich etwas tief verfliegen. Als ob — fuhr Eleonore auf, der Rang des Hähners nur die That adelte, das Schöne sich nur an den Fürstenthum hinge. In schwedischem Dienst also, fuhr sie sanfter fort, im Dienste jenes seltenen Fürsten, den die Welt trotz seiner Jugend mit Bewunderung nennt — in Diensten Gustav Adolphs? — Desselben, versetzte Louise — und, wenn Ihr Euch erinnern wollt, desselben, der Willens war, Eleonore n seine Hand zu reichen — in dieses goldene Haar die Krone seiner Länder zu stecken.

Ich weiß, sagte die Prinzessin nach einer Pause, leise seufzend, daß der König von Schweden um meine Hand angehalten hat, und wenn mein Vater, mein lieber Vater noch lebte — so wäre vielleicht — aber Du kennst ja meinen Bruder, Louise. Er haßt den König, Gott weiß warum; nie hat er ihn gesehen, nie sind sie Feinde gewesen, und doch ist er ihm feindlich gesinnt. Aber die Polnischen sind daran Schuld — die halten meinen Bruder in ihren Schlingen und strecken ihre gie-

rigen Hände nach seinem Eigenthume aus. Nicht genug, daß sie die Erbländer meiner Mutter in steter Unruhe aufwählen und darin erhalten — ihre Pläne gehen noch weiter. Prinz *Wladislaw* und ich — ich ahne wohl, was man schmiedet.

Aber frei will ich bleiben — unterbrach sie sich plötzlich, auflachend — will dieses frohe Herz nicht unter das Joch eines Mannes zwingen! Was geht der Schwede — was geht mich der Pole an. Nie werde ich die Frau eines oder des Andern.

Die beiden jungen Fräulein setzten dieß Gespräch in munterer Laune noch eine Zeit lang fort, bis *Eleonore* durch einen Edelknaben der Churfürstin abgerufen ward.

So viel war richtig, daß schon vor einem Jahre die Mutter des schwedischen Monarchen um *Eleonore's* Hand für ihren Sohn erworben hatte. *Anna* ergriff diesen Vorschlag mit Entzücken, und auch ihr Gemahl war ihm nicht abgeneigt, als plötzlich der Tod desselben die Unterhandlungen zerschlug. *Georg Wilhelm* dachte anders als sein Vater. Der Ruhm *Gustav Adolph's*, die ihm allgemein gezollte Bewunderung kränkte seinen Ehrgeiz und verwundete sein durstendes verlassenes Herz. Er suchte einen Freund und Bundesgenossen, und glaubte Beides in *Wladislaw* von Polen zu finden, obgleich nur die Politik dieses und seines Vaters einen Bund mit ihm suchte. Denn man mußte sich seiner versichern, damit er nicht in andere Hände gerathe, und durch ein Bündniß mit irgend einem großen Staate ein zu mächtiger Nachbar werde. Deshalb stößte man ihm vor allem Mißtrauen und Furcht gegen Schweden ein, woraus unmerkbar der finstere Haß erwuchs, mit dem der Churfürst sahe über die Ostsee blickte und jeden Schritt *Gustav Adolph's* mit Aengstlichkeit bewachte. *Wilhelm* war von Natur gut, selbst edel, aber dennoch Einer von denen, die nie glücklich sind. Ueberall wurde er verrathen, an keinem Herzen fand er Wahrheit. Von Jugend auf verletzt, wo er ein Gefühl blicken ließ, zog er sich endlich in sich selbst finster zurück und verschloß ein reiches Herz und eine große Seele für immer einer Welt, die sie nicht erkennen wollte. Unter Männern aufgewachsen, hatte er sich nie an *Anna* gewagt und diese ihn nie erforscht. Seine Hofscharzen betrogen ihn, sein Land blutete an tausend Wunden, die er nicht zu heilen vermochte — er war der ärmste Mensch in seinen Reichen.

Als Obiges in der Residenzstadt vorging, befand er sich mit seinem Freunde *Wladislaw* in Königsberg, um die, durch seine Mutter ihm zugebrachten Provinzen vom Vater desselben zum Lehen zu empfangen und die Unruhen niederzuschlagen, die hin und wieder ausgebrochen waren. Nebenbei sagte er die Hand seiner Schwester dem Prinzen zu, um die dieser förmlich angehalten, und schickte sich nun, nachdem diese fürstlichen Geschäfte abgerhan waren, an, in Begleitung *Wladislaw's* nach Berlin zurückzukehren. Vorher aber sandte er Depeschen an seine Mutter ab, und ließ ihr seine nahe Wiederkehr verkündigen.

Diese Briefe hatte die Churfürstin empfangen, als *Eleonore* in ihr Zimmer gehüpft kam. Auf einem Tischchen vor ihr lagen die entfegelten Papiere, die sie mit bleichen ernsten Zügen betrachtete. Sie hieß *Eleonore* neben sich niedersitzen. Briefe von meinem Bruder, fragte diese, an unsere liebe, gütige Mutter? Ja, erwiderte *Anna*, und Vieles, mein Kind, was mich bewegt und im tiefsten Herzen beklemmt. Sieh her zuerst eine Todesentenz, die zwei aufrührerischen Unterthanen meines lieben Preußens das Leben abspricht, und deren Schicksal der Churfürst in meine Hände legt, wie es schon früher der Vater, dem Gott die ewige Ruhe schenke, bei vorkommenden Fällen in meinen Erbländern zu thun pflegte. Es ist dieß — fuhr die Churfürstin mit einem leisen Seufzer fort, nun freilich wohl nur noch ein nachgebliebener Schatten meines Herrscherrechtes auf jene Provinzen, aber auch er ist mir werth, denn oft schon setzte er mich in den Stand zu begnadigen, wo die rauen Männer verdammten, Leben zu schenken, wo sie den Tod

gaben. *Eleonore* nahm das Papier und lies es durch, während *Anna* die sanften gütigen Augen wohlgefällig auf ihr ruhen ließ. O welch' schweres trauervolles Blatt! sagte jene endlich, und ließ es zitternd auf den Tisch fallen, was werdet Ihr thun, Mutter? (Fortsetzung folgt.)

Warum pflanzen manche Leute keine Obstbäume?

Abraham pflanzte Bäume zu *Basaba*, und er that wohl daran, mochte er nun dabei auf seinm Nutzen sehen, oder wie jüdische Ausleger meinen, die Absicht haben, seine Zeitgenossen auf den Reichthum und die Schönheit der Natur, und dadurch auf die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes aufmerksam zu machen, oder den Reisenden einen kühlen Ruheort und erquickende Speise verschaffen zu wollen. Er könnte und sollte auch darin nachgeahmt werden, denn fehlt's auch in unsern Gegenden nicht an Bäumen, folglich auch nicht an kühlen Plätzen, so ist doch das Anpflanzen der Bäume, namentlich guter Obstbäume, etwas sehr Nützliches und Löbliches. Nicht blos hat, wer Bäume anpflanzt, Nutzen und Vergnügen; er macht sich auch um die Nachkommen verdient, denen er ebenfalls Beides verschafft. Das leuchtet ein, ohne daß es eines Beweises bedürfte.

Gewährt aber gleich der Anblick eines blühenden oder mit Früchten beladenen Baumes großes Vergnügen; erquickt auch der Genuß saftiger Früchte gar sehr; ist's auch recht angenehm, von dem Ertrage eines Baumes manche Ausgabe bestreiten zu können, so finden sich doch fast überall der leeren Plätze, die Unzähligen solches Vergnügen, solche Erquickung, solchen Nutzen bringen könnten, noch sehr viele. Es gibt gar Manchen, der sich mit den wenigen Bäumen begnügt, die er auf seinen Grundstücken fand, als er zum Besitze derselben kam; gar Manchen, der wohl alte Bäume zu Brennholz benützt, ihre Stelle aber nicht wieder besetzt, gar Manchen, der während seines ganzen Lebens auch nicht einen Baum gesetzt hat, also gerade das Gegentheil von Dem sagen könnte, was *Salomon* von sich sagte: „ich baute Häuser, pflanzte Weinberge, ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume daren; ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünen Bäume.“

Woher kommt nun aber das?

Gar manchmal kann man die Erscheinung auf Rechnung einer gewissen Trägheit und Nachlässigkeit, wovon die ganze Wirtschaft zeugt, setzen. Wie der Fahrweg nicht eher gebessert wird, bis er ganz grundlos geworden ist, wie der Acker nicht eher gereinigt wird, bis er ganz verdorben ist, wie man Steinhäufen, Dornsträucher, nichtsnütziges Gestrüppe auf Wiesen und an Aekern von einem Jahr bis zu dem andern ungefürt läßt — Alles aus Trägheit und Nachlässigkeit —, so hat man auch keine Obstbäume, weil das Anpflanzen derselben einige Mühe macht. Wachsen sie von selbst, so würde man sie wohl wachsen lassen, weil aber das nicht ist, so sind die tauglichsten Stellen leer.

Anderer haben gar keine Bäume, weil sie geizig sind und jede Ausgabe scheuen, die ihnen nicht augenblicklich Vortheil verspricht. Der Obstbaum kostet Geld und bringt einige Jahre kein Geld wieder ein, darum wird er nicht gekauft, also auch nicht gepflanzt. Und hat man einen Baum, den etwa der Tischler brauchen kann und gut bezahlt, so wird er ohne weiteres niedergeschlagen; bringt's doch einen augenblicklichen Gewinn!

Wir würden jedoch Manchem Unrecht thun, wollten wir jeden Mangel an Obstbäumen auf Rechnung der Trägheit und des Geizes setzen. Auch Solche, die nicht träge und nicht geizig sind, haben oft genug keine Bäume. Die Vorurtheile, welche sie haben, die Entschuldigungen, welche sie anzuhören, wollen wir aufzählen, zugleich aber auch das Gehaltlose ihrer Entschuldigungen darthun.

Man spricht:

1) „Ich verstehe nichts von der Obstbaumzucht.“ Nun so lerne etwas davon. Es gibt genug Anweisungen zur Obstkultur; es gibt auch überall wenigstens einzelne erfahrene Obstzüchter. Uebung macht den Meister, und das Nothwendige kann bald begriffen werden. Man kann es, was mit unzähligen andern Dingen nicht der Fall ist, selbst noch im Alter lernen.

2) „Es währet zu lange, ehe ich Nutzen von meinen Bäumen habe.“ — Einmal aber doch! einmal kommt die Zeit, wo die darauf verwendete Mühe reichlich belohnt wird. Wie lange muß man nicht warten, ehe man von einer Birkenpflanzung bedeutenden Nutzen hat, wie lange, ehe der ausgestreute Kiefern- und Fichten Samen Nutzen bringt! Obstbäume kann man aber in einigen Jahren schon halten, und dann alljährlich, ohne erst wieder säen und pflanzen zu dürfen. Man wartet ja auch gern ein Jahr lang auf eine Getreiderente und ein Handwerkslehrling lernt 3—5 Jahre lang in Hoffnung auf künftigen Gewinn!

3) „Ich bin zu alt dazu, werde also wenig Nutzen haben, wenig Früchte ernten.“ — Nun, wie alt denn? ein Sechzig-

jähriger kann wohl immer noch 10—20 Jahre Nutzen von seinen Anpflanzungen haben; ein Achtzigjähriger kann wenigstens das Vergnügen haben, seine Bäume wachsen zu sehen, und dazu die Freude, die das Bewußtseyn, etwas zum Besten der Nachkommen gethan zu haben, gewährt. — Und wer wird denn nur auf sich und seinen Nutzen sehen! Wenn unsere Vorfahren auch so engherzig und eigennützig gewesen wären, so würde es wenige Waldungen und alte Bäume geben; es würden tausend löbliche Einrichtungen, Anstalten, Stiftungen und dergleichen nicht vorhanden seyn.

4) „Ich habe nicht Zeit.“ — Einzelne Nebenstunden bleiben immer noch, auch einem vielbeschäftigten Wirtschaftsmanne übrig, besonders bei guter Eintheilung der Zeit. Sollte aber auch Jemand selbst wirklich nichts zu bewirken im Stande seyn, so wird der Obstbaum die geringen Kosten, welche seine Pflege erfordert, gewiß vielfach wieder ersetzen. Gar Manches könnten auch Kinder thun, denen solche Beschäftigung nützlich und angenehm ist. (Schluß folgt.)

L i e d.

Bohl Mancher lebt recht einsam hin
In dieser schönen Welt,
Hat weder Muth noch frohen Sinn,
Hat weder Gut und Geld;
Doch warte nur, o warte nur,
Es kommt auch deine Zeit,
Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
Die dich von Dual befreit.

Bohl Mancher schaut mit trübem Blick
Die mäch't'ge Zukunft an,
Und denkt: „Dir blüht ja doch kein Glück
Auf deiner Dornenbahn!“
Doch warte nur, o warte nur,
Dein Stern geht auch noch auf,

Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
In deinem Lebenslauf.

Bohl Mancher geht bei Sturm und Wind
Verlassen seinen Weg,
Und träumt und weint und seufzt und sinnet
Und steht nicht Bahn noch Steg;
Doch warte nur, doch warte nur,
Bald weicht die finstre Nacht,
Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
Wo ew'ger Mai dir lacht.

So Mancher fühlt sich tief allein
Im großen Menschenmeer,
Für ihn ist jede Brust von Stein,
Und Alles todt und leer;

Doch warte nur, o warte nur,
Bald nahe dein Schiff dem Strand,
Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
Wo froh du jauchzest: Land!

Bohl Mancher wäre lieber todt,
Der frisch noch ist und jung,
Ihn freut kein neues Morgenroth,
Er hat gelebt genug.

Doch warte nur, o warte nur,
Dem Winter folgt der Mai,
Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
Dann ist dein Schmerz vorbei.

Ernst Ortlepp.

Der privilegierte Mörder.

Ein junger Offizier, der stets Händel suchte, befand sich einst im Parterre des Opernhauses zu Paris, und machte sich ein Vergnügen daraus, seinen Nachbar, einen Mann von gesetztem Jahren, zu quälen, zu treten, und auf alle Weise zu turbiren. Der gesetzte Mann machte ihm Vorstellungen und bat, seine Quälereien einzustellen, der andere lachte nur darüber und schlug endlich vor, hinauszugehen und sich zu schlagen. Der Alte sagte, er sei gekommen, um das Schauspiel zu sehen, wollte er ihm aber die Ehre anthun, ihn morgen früh zu besuchen, so wisse er, was er zu thun habe. Der Offizier war zufrieden, empfing die Adresse des Alten und ließ ihn in Ruhe. Den andern Morgen verfehlte er nicht, sich einzustellen. Ein Bedienter empfing ihn, weckte seinen Herrn, der noch im tiefsten Schlafe lag. Nach langem Gähnen, Räuspfern, Husten stand er auf. Hierauf murmelte er ein Viertelstunden langes Gebet vor sich hin und begab sich an seine Toilette, die mit der größten Langsamkeit und Umständlichkeit vor sich ging. Der Offizier wird ungeduldig und erinnert an die Absicht seines Kommens. Endlich ist die Toilette vollendet, aber jetzt kommt erst das Frühstück, der Alte behauptet, er würde den ganzen Tag krank seyn, wenn er nicht seine Tasse Chokolade tränke; der Offizier muß ihm Gesellschaft leisten. Kaum ist das geschehen, so fällt dem Alten ein, daß er noch Briefe von der größten Wichtigkeit zu schreiben habe; er macht tausend Entschuldigungen, unendliche Worte, und setzt sich und schreibt eine ewige Stunde lang ganz ruhig. Endlich ist er fertig. Sie gehen die Treppe hinunter, der Offizier voraus, in der Hoffnung, endlich Rache nehmen zu können. Da hält der Alte ihn auf und sagt trocken: „Eins müssen Sie noch wissen, mein Herr, ich habe öfter das Privilegium, Menschen umzubringen.“ — „Wie so, was soll das heißen?“ — „Ich bin der Scharfrichter aus R.“

— Der Offizier drückte seinen Hut ins Gesicht und machte, daß er fort kam.

M i s c e l l e n.

X Zu Parissee in Holland fand am Neujahrstage ein schrecklicher Unfall statt. Vor dem Hause eines Herrn Paulesen belustigten sich mehrere junge Leute damit, Petarden loszulassen, und einer derselben war verwegener genug, dieselben in das Innere der Häuser zu werfen. In dem Laden des Hrn. Paulesen stand ein Pulverfaß; eine Petarde fiel in dasselbe, und das ganze Haus flog in die Luft. Fast alle Bewohner desselben fanden ihren Tod dabei. Frau Paulesen und ihre neun Kinder wurden verbrannt als Leichen aufgefunden. Paulesen selbst und mehrere andere Personen liegen schwer verwundet darnieder. Mehrere Nachbarhäuser drohen einzustürzen.

X Ein entsetzlicher Vorfall hat sich am 13. Jan. d. J. in Venedig in dem Teatro Malibran zugetragen, in welchem eine Akrobatengesellschaft seit einiger Zeit ihre Künste producirt. Der sogenannte Herkules dieser Gesellschaft hatte drei andere Männer auf seine Schultern steigen und sich daselbst in der bekannten Pyramide über einander stellen lassen. Als er die schwere Bürde nun mit anscheinender Leichtigkeit auf der Bühne umhertrug, knickte er plötzlich mit einem Fuße zusammen, brachte die auf ihm befindlichen Personen aus dem Gleichgewicht, worauf der zu oberst stehende Mann, der fallend mit dem Kopf gewaltsam auf die Bretter aufschlug, sogleich todt blieb; auch der zweite in der Mitte Getragene stürzte und verletzte sich so gefährlich an der Brust, daß er jetzt sterbend darnieder liegt. Im Zuschauerraum entstand eine furchtbare Verwirrung; in den Logen fielen mehrere Damen in Ohnmacht; viele drängten mit einer Hast gegen die Ausgänge, als wenn eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre; von allen Seiten wurde um Hülfe ge-

schrieen, nachdem man im Augenblicke zuvor über die Späße des Bajazzo gelacht. Die Verunglückten sind beide Familienväter, die ihre Kinder bereits zu denselben gefährlichen Künsten erzogen haben!

Zeit ist Geld.



Frau. „Wo nur die Agnes wieder bleibt! Seit einer geschlagenen Glockenstunde ist sie weg, und ich habe keinen Tropfen Wasser.“

Mädchen. „Bitt' gar schön um ein kleines Almosen. Sieben unverfögte Kinder.“

Frau. „Sie wird doch nicht sieben Kinder haben?“

Mädchen. „Aber meine Frau Mutter. Uebermorgen wirds der dritte Tag, daß wir nichts zu Mittag gegessen haben.“

Frau. „Glaub's ja, wenn's unterdessen nicht geschieht. Ich will dir einen Kreuzer geben.“

Mädchen (streckt die Hand aus).

Frau. „Wenn du mir einen Kübel voll Wasser holst. Der Brunnen ist im Hof.“

Mädchen. „Da wär' ich ein Narr, die Zeit zu veräuern. Bis ich das Wasser hole, hab' ich mit dem Betteln wenigstens einen Sechser verdient.“

Maritätenkästlein.

Der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg (geb. 1525, gest. 1599) hatte die seltene Freude, Urenkel zu sehen. Scherzend pflegte er, wenn sein dreijähriger Urenkel Georg Wilhelm unruhig war, zu seinem Sohn Joachim Friedrich zu sagen: „Mein Sohn, sag doch Eurem Sohn (Johann Sigismund), daß sein Sohn still seyn soll.“

Ein vornehmer Herr, der den Bedienten in seinem Armfessel schlafend fand, weckte ihn mit den Worten: „He! Er bildet sich wohl gar ein, Er sei hier der Herr? Dumm genug ist Er wahrlich dazu!“

Ein Stellwagen kam am Thore von K. an. Auf die Frage nach den Pässen oder anderweitigen Ausweispapieren bekannten sich sämtliche Passagiere als Studenten, welche von den Ferien zurückkehrten. „Also lauter Nichts“, versetzte der fragende Beamte.

Einer vornehmen Dame, die nicht lesen konnte, reichte der Bediente in der Kirche das Gesangbuch aufgeschlagen, aber verkehrt hin. Ein Nachbar bemerkte ihr den Irrthum. „Ich danke Ihnen“, sagte sie; „das ist ein wahres Unglück, wenn man einen Dummkopf von Bedienten hat!“

Ein amerikanischer Geistlicher redete seine Zuhörerinnen von der Kanzel herab mit den Worten an: „Wir sind nicht

stolz darauf, daß unser Herr und Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien, denn er that dieß nur zu dem Zwecke, daß die frühliche Nachricht um so schneller unter die Leute kommen möchte.“

„Strafe muß seyn“, sagte ein Dorfschulmeister, wobei er einem widerspenstigen Jungen das Butterbrod aufsaß.

Zu einem kranken Bauer kommt ein Arzt und verschreibt ihm Medicin. Des andern Tages fragt er die Frau, wie dem Patienten die Arznei bekommen, worauf diese erwidert: „Ja, Herr Doktor, die Medicin mag schon gut seyn, aber alle zwei Stunden ins Wasser, das hält er nicht lange aus!“ — Auf der Schachtel stand: „Alle 2 Stunden ein Pulver in Wasser zu nehmen.“

Ein Priester rief einst mit Pathos auf der Kanzel aus: „Ich erkenne, daß ich ein sündiger Mensch bin, aber, o Herr, ich stehe zu dir, wische mir das gottlose Maul mit der Serviette deiner Barmherzigkeit!“

Scherzfrage. Welchen Rath nehmen auch die widerspenstigen Mädchen an?

g r a d e n e t . j a o a t u r

Charade.

Im Bache schaut und in der Quelle

Die erste Sylbe klar dein Blick,

Doch wie sie kam, so flieht sie schnellste,

Trittst Du von ihnen dann zurück.

Im Spiegel auch kannst Du sie seh'n

Und, bist Du Stutzer, Dich d'ran haben,

Kannst ganze Stunden davor steh'n,

Be wundernd Deine eigne Gaben;

Es kann sie für die Ewigkeit

Der Künstler auf die Leinwand bauen,

Und staunend schau'n wir so noch heut,

Was in der Zeit längst floh von dannen.

Was Dir die beiden Letzten weiß,

Es sezt tapfer sich, auf Ohr,

Wenn von den Räden es umkreist

Und angeklaffet wird, zur Wehre;

Der Weidmann hat dann seine Roth,

Kann sein Geschick dann offenbaren,

Doch mag er sich vor ihnen wahren,

Denn sie verlegen auf den Tod.

Was da in Städten, in Palästen

Die Städte und die Säte ziert,

Das Ganze hat's mit sichern, festen

Und kühnen Schlägen ausgeführt;

In Erz wirkt es und Marmorstein

Und zeigt uns Helden bald, bald Götter,

Poeten, Vaterlandserreiter —

Nun saget wir, was mag es seyn?

Logogryph.

- 1—8. Ein Land ist's, einem Garten zu vergleichen;
- 1—7. Zweig eines Stamms, der kräftig ist, wie Eichen.
- 4—8. Ein sein Gefäß, gefüllt mit Süßigkeiten;
4. 5. 2. 3. 1. Der Stoff, aus dem Insekten es bereiten.
4. 5. 1. 7. 8. Ein weiches Bett, ist nur der Frühling da;
3. 5. 1. 7. Schlaf ich d'rin, so ist der Tod mir nah.
6. 5. 2. 3. Ein richtig Bild der schnell verschwind'nen Zeit;
5. 2. 3. Ein Klagewort, wenn Dich ihr Mißbrauch reut.

Auflösung der Charade in No. 8:

E l s e n b e i n .

Auflösung der Homonyme in No. 8:

G e s i c h t .